

Christliche Theologie mit oder ohne Judentum?

Von Gerhard Langer

Die Thesen des Berliner protestantischen Theologen Notger Slenczka zur Bedeutung des Alten Testaments für die Christen¹ haben viele Reaktionen hervorgerufen, zum Teil sehr ablehnende, zum Teil aber auch verständnisvolle. Der katholische Alttestamentler Ludger Schwienhorst-Schönberger schließt in einem Beitrag in der Zeitschrift *Communio*² an sie an, ohne der radikalen Konsequenz zu folgen, das Alte Testament aus dem christlichen Kanon zu streichen. Meine folgenden Bemerkungen verstehen sich nicht als direkte Replik auf Slenczka oder auch Schwienhorst-Schönberger, sondern als Versuch, Grundlagen der Betrachtung des Alten Testaments im Anschluss an die Debatte anschaulich zurechtzurücken.

Neuere wissenschaftliche Erkenntnisse gehen davon aus, dass Judentum und Christentum sich nebeneinander in einer Art Geschwisterkonstellation entwickelt haben. Dabei greifen sie beide auf das Alte Testament als Quelle zu, deuten es aber jeweils unterschiedlich.

Diese These ist nicht neu, erfreut sich aber derzeit großer Beliebtheit. Ludger Schwienhorst-Schönberger schreibt: *„Historisch richtig muss es also heißen: Judentum und Christentum haben eine gemeinsame Wurzel. Das heutige, rabbinisch geprägte Judentum hat sich unter anderem auch in der kritischen Auseinandersetzung mit dem frühen Christentum gebildet.“*³

Die Annahme, dass das Judentum sich also parallel zum Christentum entwickelt habe, ist durch-

aus verlockend, geht aber nur dann voll auf, wenn man annimmt, dass das rabbinische Judentum einen massiven Bruch gegenüber der vorausgehenden jüdischen Tradition darstellt. Unbeschadet stetiger Veränderungen innerhalb der jüdischen „*Glaubensgemeinschaft*“ gibt es eine Kontinuität bis mindestens tief in das erste vorchristliche Jahrtausend. Das rabbinische Judentum erfindet das Judentum eben nicht, ist keine neue Religion – wenn man überhaupt von Religion sprechen darf –, ist eine komplexe und vielschichtige Entwicklung innerhalb des Stroms der jüdischen Tradition, der seit Jahrhunderten fließt.

Die Frage, ab wann man historisch und vor allem theologisch von Judentum sprechen kann, ist umstritten. Sehr verbreitet ist die Auffassung, wonach man von Judentum erst nach der Erfahrung des so genannten Babylonischen Exils reden könne, dass Judentum sich unter der persischen Herrschaft formt. Die im Alten Testament vorliegenden Texte sind maßgeblich in dieser Zeit und in den darauffolgenden Jahrhunderten gesammelt, neu geschrieben, weitergeschrieben und weiterentwickelt worden, Schwerpunktsetzungen wurden getroffen, theologische Strömungen verstärkt und verworfen etc. Ein Fluss von sich über Jahrhunderte ergänzenden und weiterentwickelnden Traditionen mündet in Schriften und später in etwas wie einen Kanon. Judentum ist dabei nie einheitlich, und auch der Kanon glättet Widersprüche nicht, sondern lässt sie bewusst stehen. Judentum, wie es sich im Alten Testament zeigt, lässt widerstreitende Strömungen erkennen,

»Die Frage, ab wann man historisch und vor allem theologisch von Judentum sprechen kann, ist umstritten.«

Gruppierungen durchscheinen. Aber auch außerhalb des späteren Kanons – unter anderem in den am Toten Meer entdeckten Texten – finden sich zahlreiche Schriften, die das nachexilische Judentum in seiner Differenziertheit verstehbar werden lassen, weshalb es Sinn macht, eine Literatur- und Theologiegeschichte komplexer und weiter anzustellen als im Bereich der (später) biblischen Schriften. Eine solche Weitung des Blicks macht auch deutlich, unter welchen „Einflüssen“ sich die Gruppe um Jesus und das spätere Christentum entwickelt.

Die Zerstörung des Jerusalemer Heiligtums 70 n. Chr. stellt einen Bruch dar, der aber in der Geschichte des Judentums erstaunlich unaufgeregt bewältigt wird. An dieser Stelle tritt die rabbinische Bewegung in den Blick. Sie ist als eine Sammelbewegung zu verstehen, deren Bedeutung innerhalb des Judentums erst mit der Zeit wächst. Es greift in jedem Fall zu kurz, Judentum in den ersten Jahrhunderten ausschließlich über rabbinische Texte rekonstruieren zu wollen. Die rabbinische Bewegung ihrerseits erfindet das Judentum gleichwohl nicht neu, sondern knüpft an vorhandene Deutungslinien an, die sich auch bereits in der Bibel finden.

An dieser Stelle ist ausdrücklich auf die Arbeit von Michael Fishbane zu verweisen, der u.a. mit seinem Buch *„Biblical Interpretation in Ancient Israel“* akribisch die Mechanismen innerbiblischer Interpretation und Fortschreibung von Tradition beschreibt. Fishbane macht darin deutlich, wie sehr bereits in der biblischen Epoche unter dem Eindruck neuer Geschehnisse, Wertvorstellungen und Interessen vorhandenes Material neu gelesen und interpretiert werden musste. Soziokulturelle Veränderungen, Änderungen in der liturgischen oder halachischen Praxis, vor allem aber die Bewältigung von Krisen stellten die großen Herausforderungen dar, auf die Exegese reagierte. Dabei wurden die geänderten Umstände nicht geleugnet, sondern bewusst gemacht und exegetisch bearbeitet. Die Zukunft wurde im Licht der Vergangenheit zu interpretieren versucht, um dabei die Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart als Verbindung von Erinnerung und Hoffnung durch „Umgestaltung und Umwandlung fundamentaler Geschehnisse, Szenarien oder Topoi der alten Zeiten“ zu betonen.

»Die Zerstörung des Jerusalemer Heiligtums 70 n. Chr. stellt einen Bruch dar, der aber in der Geschichte des Judentums erstaunlich unaufgeregt bewältigt wird. An dieser Stelle tritt die rabbinische Bewegung in den Blick.«

Der Prozess der beständigen Auslegung beruht auf der grundlegenden Überzeugung, dass in der überlieferten Tradition sich (das Wort) Gott(es) erschließt, dass die Menschen, die sich in dieser Tradition bewegen, Identität gewinnen und Israel sich darin selbst findet. Dieser Prozess endet nicht mit der Schrift, sondern reicht darüber hinaus. Gegen Ende der Kanonwerdung ist die Grenze zwischen biblischen und nichtbiblischen Schriften fließend. Religionsgeschichtlich betrachtet wäre es also angebracht, den Kanon nicht als die entscheidende Größe im Verständnis des antiken Judentums zu betrachten.

Die Rabbinen knüpfen an einen über Jahrhunderte dauernden Auslegungsprozess jüdischer Überlieferung an und erfinden Judentum nicht neu. So setzt sich diese Gruppe aus unterschiedlichen Strömungen zusammen, deren gemeinsames Ziel es ist, jüdische Identität eben auf der Grundlage der Überlieferungen zu sichern. Die zentrale Basis der Bewegung ist das Lehrhaus, wo junge Männer in enger Beziehung zu ihren Lehrern an der Bibel und an den sich entwickelnden weiterführenden Lehren ausgebildet werden. Ein Geheimnis des langsam wachsenden Erfolgs der rabbinischen Bewegung ist sicherlich ihre Bereitschaft, unterschiedliche Aspekte jüdischen wie nichtjüdischen Lebens und Denkens zu integrieren und so zu verarbeiten, dass sie ein eigenständiges rabbinisches Gepräge erhalten. So nimmt man priesterlich-kultische Vorgänge auf, aber auch messianisch-apokalyptische Strömungen, esoterisch-magische Elemente bei gleichzeitiger Distanzierung und Vorsicht vor politisch ungeschicktem Aktivismus oder religiösem Fanatismus. Vergleichbar den griechisch-römischen Rhetoren sind Rabbinen ausgebildete Experten für jüdisches Recht, aber nicht selten auch Wundertäter und Heiler, Astrologen und vieles mehr.

Die Auseinandersetzung mit dem Christentum spielt in der rabbinischen Bewegung sicher nicht die dominante Rolle. Viele der Texte, die heute gerne als Reaktionen auf das Christentum gelesen werden, lassen sich auch als Parallelentwicklungen innerhalb des Judentums erklären. Grundsätzlich ist vor einer vorschnellen „Christianisierung“ rabbinischer Texte also zu warnen. Dies will nicht bestreiten,

dass es kritische, polemische Abgrenzungen gab und auch komplexe Übernahmen christlicher Gedankengebäude vorkamen. Dieses Phänomen wurde zu Recht von Wissenschaftlern wie Daniel Boyarin, Peter Schäfer, Israel Yuval u.a. aufgezeigt. Daraus zu schließen, dass Judentum sich „aus dem Geist des Christentums“ entwickelte, wie es Peter Schäfer im Hinblick auf einige wenige ausgewählte Traditionen bewusst provokant tut⁵, ist gänzlich überzogen. Richtiger wäre es, vom spätantiken Judentum als einer Größe zu sprechen, die nicht nur unterschiedliche Tendenzen und Strömungen, kulturelle „Einflüsse“ aufgenommen und verarbeitet hat, sondern aktiver und integrativer Teil einer griechisch-römischen bzw. iranischen Welt war. Das Judentum in Persien, das den Babylonischen Talmud entwickelte, wird deshalb nicht als „Judentum aus dem Geist des Zoroaster“ zu beschreiben sein, wenn wir auch mehr und mehr Übereinstimmungen mit iranischer Kultur (Recht, Literatur, Religion) finden.

Theologisch baut die rabbinische Bewegung auf vorhandenen Strömungen des Judentums auf, baut daran weiter und akzentuiert sie. Unterschiedliche Tendenzen innerhalb der biblischen Texte finden sich auch in rabbinischen Texten wieder.

Was bedeutet dies nun für eine christliche Theologie in Beziehung zum Judentum? Christentum kann die Tatsache nicht leugnen, dass es aus dem Judentum erwächst, dass es sich zu einem bestimmten, heute nur mehr äußerst schwer rekonstruierbaren Zeitpunkt, der mehr als eine längere Zeitspanne gedacht werden muss, vom Judentum abzugrenzen begann, das seinerseits sich in unterschiedlichen Strömungen weiterentwickelte. Die rabbinische Bewegung ist eine davon. Versteht man die rabbinische Bewegung als eine Ausprägung des Judentums unter anderen, die am Kontinuum der jüdischen Überlieferung Anteil hat, die weit in das erste vorchristliche Jahrtausend hineinreicht, dann kann die These von einer gleichzeitigen Entwicklung von Judentum und Christentum nicht vertreten werden. Vielmehr kann man bestenfalls davon sprechen, dass mit rabbinischem Judentum und Christentum zwei Traditionslinien aus dem gemeinsamen Ju-

dentum erwachsen, die nicht so streng getrennt sind, wie man vielleicht lange annahm. Als Fazit kann man sagen, dass das Judentum für Christen sowohl Mutter als auch Geschwister ist. In einem biblischen Bild könnte man die Konstellation der beiden Brüder Jakob und Esau heranziehen, die als unterschiedliche und streitbare Geschwister von Isaak und Rebecca abstammen, den Erzältern Israels. Zwar wird Esau im Judentum nicht selten zum feindlichen Rom und auch zum feindlichen Christentum stilisiert, aber er bleibt gleichwohl der Bruder, dessen Zugehörigkeit zu einer Familie nicht bestritten wird.

Christentum ist und bleibt dem Judentum in einem Mutter-Tochter-Verhältnis untrennbar verbunden, auch wenn es sich gemeinsam mit seinem Bruder, dem rabbinischen Judentum, und anderen jüdischen Brüdern und Schwestern auf unterschiedlichen, aber auch sich erstaunlich oft kreuzenden Wegen weiterentwickelt. Judentum ist innerster Teil des Christentums und daher ist das Christentum beständig auf das Judentum verwiesen. Die Kenntnis der jüdischen Traditionen und Auslegungen ist vonnöten, um die eigene Grundlage, die Schrift des Judentums, die Bibel des Alten Bundes, die Bibel Jesu und der Apostel, in ihrer Vielgestaltigkeit und nicht endgültigen Auslotbarkeit zu begreifen. Der hebräische Text – als Grundlage der Exegese auch der Christen – eröffnet Sinnhorizonte, die in keiner Übersetzung wahrgenommen werden können. Judentum und Christentum sind keine völlig getrennten Entitäten, sondern durch ihre Herkunft aus der einen Familie Verwandte. Auch wenn die Kirchen schon in der Spätantike mehr und mehr von nichtjüdischen Christen geprägt werden, so müssen sich diese bewusst sein, dass sie in einen schon bestehenden Bund mit dem Judentum hineingenommen werden. Der jüdisch-christliche Dialog ist ein Familientreffen besonderer Art,

dessen Ziel es nicht ist, unterschiedliche Auslegungen niederzubügeln, sondern in der Differenz miteinander zu lernen.

Jüdische Auslegung ermöglicht Sinnebenen innerhalb des Textes, die eine christliche Deutung nicht nur ergänzen, sondern nicht selten auch kritisch hinterfragen können und sollen. Umgekehrt kann auch auf jüdischer Seite die Angst vor einer vereinnahmenden Exegese fallen, wenn klargestellt ist, dass

»Christentum ist und bleibt dem Judentum in einem Mutter-Tochter-Verhältnis untrennbar verbunden, auch wenn es sich gemeinsam mit seinem Bruder, dem rabbinischen Judentum, und anderen jüdischen Brüdern und Schwestern auf unterschiedlichen, aber auch sich erstaunlich oft kreuzenden Wegen weiterentwickelt.«

Christen mit ihrer Deutung oder ihren Sinnperspektiven Jüdinnen und Juden nicht beerben oder gar bekämpfen wollen. Die mündliche Tora als Sondergut des rabbinischen Judentums ist den Christen z.B. über die wissenschaftliche Vermittlung durch die Judaistik zugänglich, ohne dass sie je religiös vereinnahmt werden könnte. Aber auch christologische Sichtweisen auf den Text sind für Jüdinnen und Juden nicht bedrohlich, wenn sie nicht als ausschließliche Wahrheit angesehen werden. Antichristliche und antijüdische Polemik sollten heute überwunden sein. Die vielfältige Auseinandersetzung gerade in der Spätantike und im Mittelalter spiegelt sich in vielfältigen Bezugnahmen, wobei strukturell Glaubensgut des einen wie des anderen aufgenommen wurde. Wenn etwa Isaaks Opferung zum Sinnbild des die Sünden wegnehmenden Märtyrertodes wird, der mit der Auferstehung belohnt wird, wenn in Pesiqta Rabbati 34–37 vom sich selbst opfernden, die Sünden tilgenden Messias gehandelt wird, so mögen darin unverhohlen christliche Deutungen zurück ins Judentum gebracht und beheimatet werden. Ohne Christentum würde das Judentum in unseren Breiten, in Aschkenas, mit Sicherheit andere Entwicklungen genommen haben.

Ohne Judentum gäbe es aber auf keinen Fall Christen, egal wann und wo. Sich immerzu abnabeln zu wollen, zeugt von pubertärer Unreife. Erwachsene Christen können es durchaus zulassen, ihr Judentum in sich zu leben und mit Stolz als eine Heimat zu betrachten.

Weiterführende Literatur

Gerhard Langer – Gregor Maria Hoff (Hg.), *Der Ort des Jüdischen in der katholischen Theologie*, Göttingen 2009.

Anmerkungen

- 1 Der evangelische systematische Theologe Notger Slenczka hat in einem 2013 erschienen Aufsatz „*Die Kirche und das Alte Testament*“ (zusammen mit weiteren Beiträgen des Verfassers zu diesem Thema neu abgedruckt in: ders., *Vom Alten Testament und vom Neuen. Beiträge zur Neuvermessung ihres Verhältnisses*, Leipzig 2017, 49–84), die These vertreten, „*dass das AT in der Tat, wie Harnack vorgeschlagen hat, eine kanonische Geltung in der Kirche nicht haben sollte*“. „*Sobald sich das Bewusstsein ausbildet, dass dieses Buch nicht von der Kirche, sondern von einer Religionsgemeinschaft handelt und zu ihr spricht, von der sich die Kirche getrennt hat, wird das Verhältnis der Kirche zu diesem Schriftenkorpus hochproblematisch: Es handelt sich eben von vornherein nicht mehr um ein unmittelbar in die eigene Geschichte hineinredendes Buch, sondern um die Identität stiftende Urkunde einer anderen Religionsgemeinschaft*“ (Originalfassung: S. 118). Vgl. zur anschließenden heftigen Auseinandersetzung darum, die insbesondere auch den christlich-jüdischen Dialog betroffen hat, etwa den Band: M. Witte – J.C. Gertz (Hg.), *Hermeneutik des Alten Testaments* (VWGTh 47), Leipzig 2017.
- 2 *Ludger Schwienhorst-Schönberger*, *Die Rückkehr Markions*: IkaZ 44 (2015) 286–302.
- 3 Ebd., 295.
- 4 *Michael Fishbane*, *Biblical Interpretation in Ancient Israel*, Oxford 1985.
- 5 *Peter Schäfer*, *Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums. Fünf Vorlesungen zur Entstehung des rabbinischen Judentums* (=Tria Corda. Jenaer Vorlesungen zu Judentum, Antike und Christentum 6), Tübingen 2010. In der ausgebauten englischen Version (*The Jewish Jesus. How Judaism and Christianity Shaped Each Other*, Princeton 2012) fehlt der provokante Titel.

Hinweis

Dieser Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Artikels mit dem Titel: *Christliche Theologie mit oder ohne Judentum?*, in: *Edith Petschnigg – Irmtraud Fischer – Gerhard Langer* (Hg.), *Hat der jüdisch-christliche Dialog Zukunft?* (Poetik, Exegese und Narrative 9), Göttingen 2017, 157–175.



Prof. Dr. Gerhard Langer lehrt Geschichte, Religion und Literatur des Judentums in rabbinischer Zeit an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät (Institut für Judaistik) der Universität Wien